Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 6

Artikel: Unerhoffte Weihnachtsbeute
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665262

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reh am Waldrand. Im schweizerischen Nationalpark. Phot. J. Feuerstein, Schuls.

Unerhoffte Weihnachtsbeute.

Der verheerende Nordweststurm, der in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember 1894 auf der Nordsee tobte, brachte zahlreichen Schiffen und Fischerbooten jähen Untergang, vielen braven Seeleuten harten Kampf und nassen Tod.

In der Morgenfrühe nach dieser grauenvollen Nacht, um sechs Uhr, vernahmen die Bewohner des an einer Nordseebucht gelegenen holsteinischen Dorfes Büsum durch das Heulen des Sturms und das Brausen der See einen Kanonenschuß, dem bald ein zweiter und dritter folgten.

„Horch, ein Schiff in Not!" rief einer dem andern zu; „in unserer Bucht muß ein Schiff auf Grund getrieben sein."

In allen Häusern flammten Lichter auf; geschäftiges Treiben begann. Männer in Ölröcken und langen Wasserstiefeln traten aus den Türen und schritten entschlossen durch Dunkel und Sturmesgebraus dem Strande zu. Frauen und Mädchen blickten ihnen mit bleichen, angstvollen Mienen nach, horchten schaudernd auf das entsetzliche Toben der See.

Auf dem Deiche das Bootshaus, in dem das Rettungsboot mit allem Zubehör bereitstand, war das Ziel der Männer. Scharf spähten sie von hier auf das dunkle wallende Meer hinaus, um das gefährdete Schiff zu entdecken. Vergebens! Keine Schiffslaterne, keine aufzischende Rakete gab Kunde in der undurchdringlichen Finsternis.

Die Luft war mit Gischt und Wasserdämpfen so erfüllt, daß die Männer auf dem Deiche trotz Teerjacken bald durchnäßt waren. Aber sie mußten geduldig das Tagesgrauen abwarten; sie setzten inzwischen das Boot in die letzte Bereitschaft, füllten es mit Proviant und frischem Wasser, als gälte es einen tagelangen Kampf mit den Elementen; dazwischen spähten sie immer wieder nach allen Seiten.

Endlich erblickte man im ersten Dämmerschein draußen in der Bucht, kaum 2 Kilometer entfernt, auf den Watten (vom Lande hinauslaufenden Sandbänken) eine Brigg, deren Vorderteil aus den Fluten ragte, während das Hinterteil unter Wasser lag. Der eine Mast war vom Sturm geknickt; vom andern hingen Teile der zersplitter-

ten Rahen und zerrissenen Taue herab, die der Sturm wütend hin und herpeitschte.

Eine Sturzwelle nach der andern brauste über das hilflos im Sande steckende Schiff hinweg. Längst hatten sie die Boote, die Schanzkleidung und andere Teile des Decks fortgespült. In den Wanten (Strickleitern) aber des stehengebliebenen Mastes hingen festgebunden die Schiffsleute, völlig durchnäßt und jedenfalls halb erstarrt, todesmatt. Wie lange mochten sie um Hilfe geschrien haben und ihr Rufen ungehört im Heulen des Sturmes und der rasenden See verhallt sein!

Kaum hatten die auf dem Deich durch das Fernrohr die schreckliche Lage der Schiffbrüchigen erkannt, so zogen sie das Rettungsboot auf seinem wagenartigen Gestell dem Wasser zu. Alt und jung drängte sich herzu, es ins Meer schieben zu helfen. Nun bestiegen acht Männer mit Korkwesten über den Kleidern das Boot. Nur der Anführer fehlte noch, der wackere Harm Westen.

„Wo bleibt nur Harm?" riefen Stimmen aus dem Boote.

„Wir dürfen nicht mehr warten; das Wrack da draußen hält solche Sturzseen nicht lang mehr aus."

„Sonderbar", sagten die Umstehenden, „der Harm ist doch sonst immer der erste zur Stelle."

Schon nahte, auf einen Krückstock gestützt, Greth Westen, die alte Mutter Harms; ihr Sohn, meldete sie, sei Tags zuvor in Geschäften nach Hamburg gereist und könne frühestens im Lauf des Vormittags zurück sein.

Daran ließ sich nichts ändern. Die Männer entschlossen sich, die Fahrt auch ohne den bewährten Anführer zu wagen. Seinen Platz nahm ein alter Fischer ein. „Vorwärts," befahl er.

Mit Aufbietung aller Kraft wurde der Wagen so weit ins Wasser geschoben, daß die Wellen das Boot von seinem Stützpunkt hoben und die Ruder einsetzen konnten. Doch welch heiße Arbeit kostete es, das Boot durch die bald erreichte gefährliche Brandung und vom Bereich der Küste abzubringen! Immer wieder warfen es die Wogen zurück. Bald schwebte es hoch auf dem Wellenkamm, bald schien es von den Wogen völlig verschlungen.

Lange standen die Zurückgebliebenen am Strande und zitterten um die tapferen Männer. Manch heißes Gebet stieg zum Himmel empor. Und das Wagnis gelang.

Nach drei Stunden kehrte das Rettungsboot zurück. Glücklich wurde es durch die Brandung gelotst, wenn auch die See tückisch genug war, die Insassen noch „zu guter Letzt" mit ihrer salzigen Flut zu übergießen.

Unter besonders großen Schwierigkeiten hatten die acht beherzten Retter die Schiffbrüchigen geborgen. Leider nicht alle. Einen hatten sie auf dem Wrack zurücklassen müssen, weil er vor Erstarrung unfähig war, das ihm zugeworfene Tau zu ergreifen und es um seinen Leib zu schlingen. Auch von seinen Leidensgefährten hatte keiner mehr die Kraft gehabt, ihm zu helfen; den Rettern aber war es unmöglich gewesen, das Wrack zu besteigen. Zuletzt hatten sie sich, schweren Herzens, mit Rücksicht auf die im Boote Geborgenen entschließen müssen, den einen seinem Schicksale zu überlassen.

Mit Aufopferung nahmen sich die Dorfbewohner der Geretteten an. Eine neue Fahrt aber zum Wrack lehnten die Retter ab. Das Boot, erklärten sie, könne des Seegangs wegen doch nicht an das Wrack herankommen; der Erstarrte aber müsse, falls er überhaupt noch lebe, in das Boot getragen werden. Könnte er, wie die andern, das ihm zugeworfene Tau ergreifen und damit ins Meer springen, so wollten sie ihn schon ins Rettungsboot ziehen. Ohne das sei seine Rettung unmöglich, so gern sie ihm helfen wollten.

So mußte man den armen da drüben am Mast Hängenden wirklich verloren geben? Noch standen die Leute verhandelnd und bedauernd beisammen, da nahte vom Dorfe her raschen Schrittes ein rüstiger Mann im Sturmanzug. Kühne Entschlossenheit blitzte ihm aus den blauen Augen. Es war der Führer des Rettungsbootes, Harm Westen.

„Sind alle Mann vom Wrack geborgen, Drews?" fragte er einen von der Rettungsmannmannschaft.

„Einer ist noch drauf, Harm," erwiderte niedergeschlagen der Angeredete, „die See brandete zu wild und vereitelte alle unsere Bemühungen ihn zu erreichen."

Schon spähte Harm durch das Fernrohr scharf zum Wrack hinüber. „Ja, da hängt er in den Wanten. Wir müssen hinaus, wir können den Mann doch nicht vor unsern Augen untergehn lassen."

„Verlange nichts Unmögliches, Harm. Die Leute weigern sich entschieden, die wilde Fahrt zum zweitenmal zu machen. Jeder ist sich selbst der Nächste."

Ausschnitt aus dem Weihnachtsbild des „Maître de Flémille“, auch „Maître de Mérode“ genannt, der heute mit dem 1375 in Valenciennes geborenen Robert Campin identifiziert wird.

„Aber ich will mit dem Boot hinaus. Nur zwei Genossen brauche ich — wer geht mit?“

Niemand trat vor. Alle die erprobten und sturmgewohnten Männer ringsum schüttelten ablehnend den Kopf.

„Kein einziger?“ rief Harm Westen, langsam im Kreise umherschauend, „dann fahre ich allein. Helft mir das Boot in die See.“

„Ich fahre mit“, erklärte in diesem Augenblicke Drews. „Ich auch, Harm, wenn Ihr mich mitnehmen wollt,“ sagte leise ein junger Mensch von kaum zwanzig Jahren.

„Recht so, Ihr Leute“, rief Harm Westen, „dann vorwärts!“

Aber jetzt kam, so schnell sie ihre alten Füße trugen, Harms Mutter herbei, die dem Sohne nachgegangen war.

„Harm“, fragte sie angstvoll, „du willst doch nicht hinaus?“

„Ja, Mutter," entgegnete fest der Sohn. Der Sturm brauste immer noch mit fast unverminderter Gewalt.

„Harm, Harm, ach bleibe hier. Mein Sohn, o mach es nicht wie dein Vater. Er fuhr trotz meinen Bitten hinaus und — kehrte nicht wieder. Hat die tückische See nicht auch deinen Bruder Karl verschlungen? Voriges Jahr schon wollte er heimkommen. Warum gibt er kein Lebenszeichen? Tot wie der Vater. Du bist meine einzige Stütze, mein einziger Trost — nun willst auch du dein Leben wagen, um eines fremden Menschen willen, der doch schon verloren ist? O Harm, mein Sohn, verlaß deine alte Mutter nicht, ach fahre nicht!"

Händeringend sank die Alte dem starken Sohne zu Füßen. Der aber stand mit abgewandtem Gesicht und verbarg die Träne, die seinem Auge entquoll. Dann streichelte er sanft das Haupt der Knieenden: „Mutter, halte mich nicht. Ich muß hinaus. Vielleicht hat der da draußen auch eine alte Mutter daheim, die in dieser Stunde um ihn bangt und seiner Heimkehr harrt!"

Mit weicher Hand hob er die Mutter von der Erde auf und drückte ihr die Hand. Wenige Minuten später stach das Boot mit den drei Helden in die wilde See.

Es wurde fast Abend, bis es zurückkehrte. Aber es kehrte wieder. Im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten die drei, das Land zu gewinnen. Die Wut der See hatte etwas nachgelassen.

Als sich das Boot soweit genähert hatte, daß eine Verständigung mit den am Ufer erwartungsvoll Harrenden möglich schien, erhob sich der Führer, setzte das Sprachrohr an den Mund und rief hinüber: „Sagt meiner Mutter, es ist ihr Karl, Karl Westen, den wir gerettet haben."

Dann zeigte er mit dem Sprachrohr hinaus nach dem Ort der Strandung: das Wrack war spurlos verschwunden.

Das war ein herrliches Weihnachtsgeschenk für die gebeugte Mutter. Dr. N.

Prospekte aus der Kinderzeit.

Eine Geschichte zur Weihnacht von Christel Broehl-Delhaes.

Letzter Zeit ist etwas los auf dem Hof: Vater und Sohn, der Alte und der Junge, haben sich in den Haaren gehabt. Nicht um große Dinge, beileibe nicht, wie die schlimmsten Verstimmungen meistens aus dümmsten Kleinigkeiten erwachsen. Der alte Bauer verfügt natürlich über ein Wissen und eine Erfahrung, der einfach nicht beizukommen ist; der Junge hingegen will sich's nicht sagen lassen, will selber versuchen, erproben und — hineinfallen. Auf eigne Faust! Die Männer machen das auf ihre Art miteinander ab, Dickköpfe, stur, schweigend, verbissen. Aber die Mutter! Die geht dazwischen her und kann es nicht ertragen. Ihre beiden liebsten Menschen und so mächtig gram miteinander wegen einer Kleinigkeit. Sie will versöhnen.

Die Männer laufen ihr davon. Den Alten, ihren Alten, wird sie sich schon so beiseite nehmen, darum ist ihr nicht bange. Aber der Junge! Nachgeben soll er, er ist der Sohn, er hat Dank gegen seinen Vater, der viel für ihn tat, alles, entscheidend. Das muß man doch bedenken, das muß man doch! Wie aber kann man es ihm sagen? Läuft er nicht vor sich selber davon? Die Mutter möchte manchmal so behutsam anfassen, Wie sie den Mund aufmacht, erschrickt sie vor ihrer eigenen Kühnheit, fürchtet, die Worte nicht zu finden, die helfen könnten, Verschlossenheit zu lockern, Vertrauen neu zu befestigen. Ihre Blicke gehen an ihm hinauf und suchen seine Augen. Er sieht es wohl. Auch wird ihm die Kehle eng unter so reicher Güte, so mildem Verstehen, aber er kann nicht sprechen, er findet den Anschluß nicht mehr, jedes Wort, das er sagen würde, wäre kindisch, lächerlich, linkisch und beschämend. So meint er. Er kennt noch nicht die große Weise, eine Torheit mit Stolz und Kühnheit einzugestehen, einem anderen entgegenzugehen auf halbem Wege und anzunehmen, auch der andere habe um die Hälfte recht. Er meint, mit dem Schädel müsse er durch die Wand.

So kommt auch die Mutter, die unschuldig ist an allem Mißverständnis, um manche Freude, ihr erwachsen aus den frischen Berichten seiner Jugend, seiner Einfälle und seiner Torheiten. Sie geht allein auf manchen Wegen, und sie wird traurig. Wer nahesteht, müßte es spüren. Aus dem Blick. Auch ohne Worte. Aber der Junge hebt ja den Blick nicht auf bis zu ihrem Antlitz. Ihre Hände sieht er, die alle gewohnte Arbeit tun, jahrzehntelang und ohne Klage, selbstverständlich und voller Treue. Er möchte sie ergreifen und festhalten, an ihrem Erprobtsein und der Weisheit, die daraus erwuchs, sein Ringen, sein Werden, eine Unvollkommenheit, die er selber